



Man sieht die Dinge oft klarer, wenn man ihre Geschichte kennt – Philosophenbüsten in der Archäologischen Sammlung der Universität Zürich.

KARIN HOFER / NZZ

Mehr Persönlichkeit, weniger Geist

Die Zukunft der Geisteswissenschaften liegt in der ästhetischen Bildung. Von Ludwig Pfeiffer

Die Geisteswissenschaften erschöpfen sich an vielen Fakultäten in «leerer Professionalisierung», frei nach dem Motto: Je irrelevanter die Inhalte, desto grösser das methodische Tamtam darum herum. Dies schreibt – sinngemäss – der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht in diesen Spalten. Und ja, er trifft einen ebenso wichtigen wie wunden Punkt.

Gelegentlich sieht man die Struktur von Problemen in zwar verzerrter, aber auch härterer Form, wenn man sich ihre früheren Versionen anschaut. Ich gehe also ins Jahr 1934 zurück, in dem Julius Kraft ein Buch mit dem Titel «Die Unmöglichkeit der Geisteswissenschaft» veröffentlichte.

Der Singular ist bedeutsam, weil er ein seit den Anfängen ausgeprägtes, aber bis heute verdecktes Problem festnagelt. Eine Geisteswissenschaft kann es für Kraft nicht geben, weil «Geist» weder als Erfahrungsbegriff noch als Begriff jenseits aller Erfahrung zu gebrauchen ist. Ähnlich beharrte Arnold Gehlen darauf, dass Hegel noch gewusst haben möge, was er unter dem Geist und seinen Varianten zu verstehen habe, wir wüssten es nicht mehr. Die Frage wird bis in die modernen Neurowissenschaften geschleppt, denen man freilich die Bestimmung des Geistes schon gar nicht überlassen darf.

Problem: Weltanschauung

Für Kraft dürfte es die Geisteswissenschaften (im Plural) aber auch nicht geben. Er erregt sich über die tiefgehende Unterschiedlichkeit des summarischen Geisteswissenschaften missdeuteten Gebiets. Für ihn ist es ein Sammelsurium von autoritären Gebilden, von Erfahrungswissenschaften reiner und angewandter Art sowie von Mischgebilden wie der Geschichte. In den Mischgebilden gehen zumeist wissenschaftliche Erkenntnisse, künstlerische Gestaltung und ethisch-religiöser Appell durcheinander. Kurze Zeit vor Kraft hat die gewichtige Stimme des früheren Bonner Philosophen Erich Rothacker in einer «Logik und Systematik der Geisteswissenschaften» (1927) ganz Ähnliches verkündet. Rothacker hat die verwirrende, von Pneumatologie, Geisteslehre, Moral Sciences über Geist(es)wissenschaft und

anderes mehr bis hin zum Plural führende Begriffsgeschichte einigermassen entwirrt. Dabei geht er einen Schritt weiter als Kraft.

Rothacker konstatiert nicht nur die Abwesenheit einer logischen und systematischen Struktur der Geisteswissenschaften. Schlimmer bzw. folgenreicher noch: Rothacker begreift (und begrüsst!) die enorme Verschiedenheit von Interessen und Methoden vielmehr als Indiz für die Verstrickung der Geisteswissenschaften in weltanschauliche Entscheidungen und Lebenskämpfe, eine Verstrickung, die er selbst in der NS-Zeit nachdrücklich unter Beweis stellt.

Man kann nun kaum behaupten, dass sich die Geisteswissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg dieser Verstrickung gänzlich entledigt und ihren Nutzen (ihre «Relevanz») auf andere, unproblematische Weise demonstriert hätten. Für

Der Rückgriff auf die scheinbar völlig überholte Disziplin der Ästhetik erscheint dringlicher denn je.

manche Kritiker heute haben die Versuche, Wissenschaftlichkeit und Relevanz der Geisteswissenschaften nachzuweisen, lediglich eine umgedrehte Pyramide an Theorie auf einer Nadelspitze an Realität produziert. Heutigen Untersuchungsgebieten wie Gender-Studies, Postcolonial Studies und oft auch den Medienwissenschaften sind weltanschauliche Vorentscheidungen auch dann eingeschrieben, wenn sie nicht mehr staatlich vorgeschrieben sind.

Der Fall der Literaturkritik

Die Gründe dafür gehen auf einen doppelten Betriebsunfall bei der «Gründung» der deutschsprachigen Geisteswissenschaften zurück. Wilhelm Dilthey hat lange gezögert, die Unterschiedlichkeit der geisteswissenschaftlichen Gebiete durch den schein-

bar für Einheit und Ordnung sorgen den methodologischen Begriff des Verstehens (im Gegensatz zum Erklären der Naturwissenschaften) glattzubügeln. Dieses Verstehen aber setzte – zweiter Betriebsunfall – die Schriftlichkeit der Untersuchungsgegenstände voraus. Dadurch erheben sich Literatur und Literaturwissenschaft in eine privilegierte, bis heute nachwirkende problematische Position.

Natürlich soll hier nicht gegen die Schriftlichkeit polemisiert werden. Sie bleibt, auf hohem Niveau, als Kulturtechnik unabdingbar, auch wenn sie, wie Claude Lévi-Strauss melancholisch bemerkt hat, öfter der Herrschaft der wenigen als der Humanisierung der vielen diene. Sicherlich tut man sich im Blick auf das Schriftlichkeitsmodell der Literatur heute mit dem Pathos schwer, das der Schweizer Schriftsteller und NZZ-Redaktor Max Rychner vor etwa sechzig Jahren Wilhelm Dilthey angedeutet liess («Welch ein Mann!»). Auch dürfte die Feierlichkeit des Interpretationsstreits um Mörikes «Auf eine Lampe» zwischen Emil Staiger, Heidegger und anderen heute fremdartig anmuten. Wohl aber können Querelen wie im Zürcher Literaturstreit, in dem auch der diesjährige Nobelpreisträger für Literatur (s)eine Rolle spielte, selbst heute noch die Geister auf aggressive Hochtouren bringen.

Man braucht nur an die Tiraden zu denken, die Martin Walser, Marcel Reich-Ranicki und ihre Anhänger austauschten. Woran liegt das? Im Hintergrund rumort immer noch die Sonderstellung des «man of letters», den Thomas Carlyle als geschichtlich-kulturelle Heldenfigur für das 19. Jahrhundert propagierte, nachdem die anderen Helden (Gottheiten, Propheten, Religionsstifter, Dichter im emphatischen Sinne) abgedankt bzw. abgewirtschaftet hatten. Dass wir es heute vielfach mit «women of letters» zu tun haben, ändert daran gar nichts.

Der offene oder verkappte Sinnenanspruch der literarischen Werke mobilisiert emphatische Zustimmung wie heftige Ablehnung; der Verschleiss der Sinnformen im Lauf der Geschichte ruft hingegen bei vielen anderen, vor allem den jungen Leuten, die mit anderen Medien aufgewachsen sind,

nur noch ein gleichgültiges Schulterzucken hervor. Der Fall in die Irrelevanz ist programmiert.

Die Wende zur Ästhetik

Dabei hatte England am Ende des 19. Jahrhunderts eine kulturell zentrale Figur hervorgebracht, die die Rolle des Kulturhelden zwar nicht mehr in Reinform oder tragisch, wohl aber in zukunftsreicher komischer Brechung hätte spielen können: Oscar Wilde. Mit ihm vollziehen sich die Abkehr von der sich allzu ernst nehmenden Interpretation der kulturellen Ikone Literatur und die Wende zu einer auch praktisch-performativ angelegten, ästhetisch-existenzialen Selbstbildung der Menschen, zur Selbstimmunisierung gegen die Verehrung der Tradition wie den ewigen Hype des vermeintlich Neuen. Und dies ausgerechnet in einer Schrift mit dem Titel «Der Sozialismus und die Seele des Menschen», die ein Maschinenzeitalter geradezu händeringend fordert, um den Menschen die Zeit zur Selbstbildung zu verschaffen.

Wie das konkret gehen soll, sagt uns Mr. Wilde natürlich nicht. Darüber müssen wir uns schon selbst den Kopf zerbrechen. Ein bescheidener Anfang wäre vielleicht gemacht, wenn man an den Schulen und Universitäten Literaturseminare durch Ästhetikkurse ersetzen würde.

Der Rückgriff auf die scheinbar völlig überholte Disziplin der Ästhetik erscheint dringlicher denn je. Von Hegel über Dewey bis hin zu Adorno und der neuen «pragmatist aesthetics» etwa eines Richard Shusterman hat sie quer durch ihre verschiedenen Schulen die Schönheit in eine Chiffre für (mehr als nur) geistige Lebendigkeit umgedeutet. Damit gewinnt man ein – sicher nicht leicht anzuwendendes – anthropologisch relevantes und persönlichkeitsbildendes Kriterium für die Beurteilung des gesamten Spektrums künstlerisch markierter Produkte bis hin zu den neuen und neuesten Medien. Wer Hegels oder Adornos diesbezügliche Analysen nicht mag, der lese Shusterman über «The Fine Art of Rap».

Ludwig Pfeiffer ist emeritierter Professor für Anglistik an der Universität Siegen.

Jede Woche ein Juwel

Baukultur reicht von alltäglichen Häusern bis zu Leuchttürmen

SABINE VON FISCHER

Hecken und Bushaltestellen, Bordsteine und Mehrfamilienhäuser, Brücken und Museen: Die Schweizer Landschaft ist mit kleinen und grossen Architekturen verbaut. Welche davon auch zur Kultur beitragen und welche sie beeinträchtigen, darüber wird nun zunehmend diskutiert.

Bundesämter, Stadtbild- und Baukommissionen, Berufsverbände und Vereine bemühen sich mit vielerlei Texten, mit grossen Gesten und zuweilen reichlichem Pathos um eine Definition. Die Lektüre stimmt die Leserin demütig: Alles gehöre zur Kultur, nur komme sie uns leider unwiderruflich abhanden. Zum Glück ist Kulturpessimismus nicht ansteckend.

Wunschvorstellung Hochkultur

Ist wirklich alles Kultur? Mit einer Baukultur als «Summe der menschlichen Tätigkeiten, die die gebaute Umwelt verändern», käme man auch mit einem «integrierten Ansatz» nicht zurecht. Dies schwebt aber der anlässlich des Kulturerbejahrs 2018 verabschiedeten Erklärung von Davos vor. Die europäische Kulturministerkonferenz ringt mit der von ihr selbst postulierten Ganzheitlichkeit.

Eine Hochkultur war zum Beispiel das klassische Ägypten. Seit Generationen wird dies an Schweizer Schulen gelehrt: Sie zeichnete sich unter anderem durch eine differenzierte Gesellschaftsordnung und Arbeitsteilung, Urbanisierung und den Einsatz einer eigenen Schrift (ob man nun auch Programmiersprachen berücksichtigen müsste?) aus. Das ägyptische Königreich folgte den Gesetzen seiner Götter, und somit war auch klar, wer über den guten Geschmack bestimmte.

Wenn nun allerdings die Kultur die Voraussetzung einer «demokratischen, friedlichen und nachhaltigen Entwicklung» ist, wie von den Kulturministern festgehalten, geht es dann wirklich um die vielbeschworene «hohe Baukultur»? Oder sollte sie statt hoch nicht eher breit sein? Es geht ja nicht mehr darum, Deutungshoheiten zu beweisen. Vielmehr sollte es in einer Zeit, in der allseits interdisziplinäre Ansätze beschworen werden, auch etwas Empathie für Themen wie Alltag, Agglomeration und Aussendämmung geben.

Baukultur im Kalenderformat

Geradezu eine Liebeserklärung an das Gewöhnliche ist die am 2. November lancierte webbasierte Kampagne «52 beste Bauten. Baukultur Graubünden 1950–2000» des Bündner Heimatschutzes. Im Wochenrhythmus werden während eines Jahres auf 52bestebauten.ch Bauwerke vorgestellt, die exemplarisch das breite Spektrum der Baukultur aufzeigen.

Dass das Berühmte und das Unscheinbare manchmal nah beieinander liegen, führt das erste Baujuwel vor Augen und alle Sinne. Das Ensemble von Peter Zumthor umfasst Umbauten, Neubauten, Wohnhäuser und unterdessen mehrere Ateliergebäude. 1972, während er bei der Bündner Denkmalpflege angestellt war, bezog der inzwischen weltberühmte Architekt das Quartier Stüsswängel in Haldenstein als Wohn- und Arbeitsstätte – anfangs noch ohne die einzigartige Handschrift, aber immer mit grösster Sensibilität und Neugierde, im Bestand genauso wie in der Intervention.

Im Alltäglichen ist Sorgfalt besonders wichtig. Dass vier der von Peter Zumthor entworfenen Privathäuser im Stüsswängel anlässlich des Kampagnenstarts allen Besuchern offenstanden, sendete Signale in viele Richtungen. Der Anlass im dicht bebauten Quartier kann als Plädoyer für nachbarschaftliches Bauen und Wohnen verstanden werden und als Signal an die Politik, dass auch unscheinbare Bauwerke ernst genommen und ins Inventar schützenswerter Bauten aufgenommen werden sollen. Vor allem aber will die dreiköpfige Kommission, die auch die nächsten 51 besten Bauten bereits ausgewählt hat – es bleibt spannend! –, aufzeigen, dass Baukultur eine Sache mit einem breiten Spektrum für Jung und Alt ist.